

Daric & Aroanída

Folge I: Aroanídas Erwachen

von

Esther S. Schmidt

Eschersheimer Landstraße 244
60320 Frankfurt am Main
esther.s.schmidt@web.de

Leseprobe

1

Daric hasste Elfen. Wie sehr, das wurde ihm erst klar, als er eine von ihnen leibhaftig vor sich sah. Sein Schritt stockte, doch schon zerrte Skrimm an der Kette und der Ring um Darics Hals ruckte schmerzhaft.

Daric folgte seinem Herrn zu einem Tisch, an dem die Reisegesellschaft beisammensaß, der sie sich auf dem Weg über den Hohen Kerren anschließen würden. Schon zum zweiten Mal überquerten sie die Felsenwüste, in deren Höhlen und Schluchten Ghule hausten. Von einer große Reisegruppe versprach man sich mehr Sicherheit, und der lange Tisch des Wirtshauses diente als Treffpunkt für die Reisenden. Diesmal würde offenbar eine Elfe mit ihnen reisen.

Jetzt fiel auch Skrimm die Elfe auf und er starrte sie mit offenem Mund an. Sie wirkte fremd hier, in einem Wirtshaus, dabei hätte man sie in der richtigen Kleidung durchaus für einen Menschen halten können. Einen besonders schönen Menschen allerdings, schlank und grazil, mit makelloser Haut, mandelförmigen Augen und kastanienbraunen Locken.

Hätte ihre Schönheit allein nicht ausgereicht, um in ihr eine Elfe zu erkennen, ihre sonderbare Kleidung zerstreute alle Zweifel. Ihr Kleid aus weißglänzendem Stoff wurde an den Schultern von Holzspangen zusammengehalten. Von dort fiel es lose herab, ohne Mieder oder Gürtel. Genau so erzählten es die Geschichten.

Für die meisten Menschen waren Elfen nur Legenden, wie Götter oder geflügelte Pferde. Daric aber war in einem Dorf aufgewachsen, in dem die Frauen noch Opfergaben zum Waldrand trugen, und wo manch einer schwor, im Abendnebel tanzende Gestalten gesehen zu haben.

Seit Jahren hatte Daric nicht mehr an den Jorisgrund gedacht. Die Erinnerung tat weh, machte das Atmen schwer, und die Elfe dort drüben war der Grund dafür. Daric wandte den Blick ab.

Von anderen Sklaven, auch aus weit entfernten Gegenden, hatte er viele Geschichten über diese Geschöpfe gehört. Nicht alle glichen den Erzählungen seiner Kindheit, in denen die Elfen den Frühling brachten und die Waldfrüchte reifen ließen. Manche berichteten von kleinen Wesen, die – mitunter gefährlichen – Schabernack mit Reisenden trieben, oder von grausamen Strafen an Waldfrevlern, die ihre Axt an uralte Bäume gelegt hatten. Eines aber war all diesen Geschichten gemein: Die Elfen scherten sich nicht um das Schicksal der Menschen. Mitgefühl und Anteilnahme waren ihnen fremd. Daric hatte das am eigenen Leib erfahren.

Skrimm, der sein Staunen überwunden hatte, grüßte in die Runde, nahm am Tisch Platz und befestigte die Kette an seinem Gürtel. An Darics Händen und Füßen klirrten die Eisenfesseln, als er sich hinter seinem Herrn auf den Boden setzte.

Die Reisenden waren Händler und Pilger – und eben die Elfe, die sich als Aroanída jando Slindáwen vorstellte, ansonsten aber schwieg.

»Ihr seid ein Kopfgeldjäger?«, wandte sich einer der Gäste an Skrimm. Darics Herr, dessen seidenschimmernde Weste über dem Spitzbauch eines reichen Genießers spannten, ließ ein geschmeicheltes Lachen hören. »Da sei Belon vor! Nein, ich bin Kaufmann in Allan-Ten und auf dem Weg zu meinem Sohn.«

»Ich dachte, wegen dem dort«. Der Mann reckte das Kinn in Darics Richtung.

Daric widerstand der Versuchung, sich abzuwenden, um seine linke Wange dem Blick zu entziehen; stattdessen starrte er auf die federbesetzten Schuhe seines Herrn.

Sich abzuwenden würde nicht helfen. Sie alle hatten den durchkreuzten Kreis bereits gesehen: das Brandzeichen eines verurteilten Mörders.

Skrimm drehte sich auf seinem Stuhl um, legte den fleischigen Arm über die Rückenlehne und blickte auf Daric hinunter. »Der Bursche ist schon lange in Gefangenschaft. Ein Geschenk für meinen Sohn in Geri-N’Gor.« Nicht ohne Stolz fügte Skrimm hinzu: „Man nennt ihn den Panther von Therbin, seit er dort den Flammenläufer besiegt hat. Sogar in Arag-Nor und Peronat hat er schon gekämpft. Aber ein Schwertsklave auf der Höhe seiner Kraft sollte eine Chance haben, in den wirklich bedeutenden Städten aufzutreten. Dort erst wird man seine Kampfkunst zu schätzen wissen.«

»Und die Wetteinsätze«, sagte Skrimms Gegenüber, »werden wohl auch höher sein.«

»Ganz recht, Meister. So ist es.«

Skrimm hatte seinem Sohn schon einige Schwertsklaven zukommen lassen, und Daric fragte sich, wer von den alten Gefährten wohl noch am Leben sein mochte.

Skrimm ruckte an der Kette und machte eine auffordernde Handbewegung. »Zieh dein Hemd aus und zeig dich den Gästen!«

Daric zögerte. Erst nach einem erneuten Ruck erhob er sich unwillig, den Blick grimmig zu Boden gerichtet, und knöpfte seine Hemdjacke auf. Schwertsklaven sah man Aufsässigkeit nach, versprach sie doch Kampfgeist.

Obwohl Daric schon viele Jahre leibeigen war, hatte er sich doch nie an die Zurschaustellung gewöhnt, die Skrimm so sehr genoss. Er ließ die Jacke über die Schultern gleiten – ausziehen konnte er sie wegen der Ketten nicht – und wandte den Kopf ab, während Skrimm Darics Arm packte und seine Vorzüge lobte, als wolle er ihn verkaufen.

Es fielen beifällige Worte; das übliche Lob über seinen starken Körper, die sehnigen Muskeln, denen man die ungezählten Kämpfe ansah. Nicht immer war er überlegen gewesen, wovon die Narben zeugten, zu

denen seine Bewunderer bald Fragen stellten. Skrimm beantwortete sie nur zu bereitwillig und mit einiger Übertreibung.

Dreimal war Daric bisher besiegt worden, dreimal hatte er auf das Urteil der Menge gewartet, die Klinge des Gegners an der Kehle. Man erwartete von einem Schwertsklaven nicht nur, dass er tapfer kämpfte. Viel wichtiger war, dass er tapfer zu sterben verstand.

»Vielleicht findet sich im Dorf ein Sklave, mit dem man einen Schaukampf veranstalten kann«, schlug einer der Anwesenden vor.

Daric bedachte den Mann mit einem finsternen Blick. Er gehörte nicht zu jenen Schwertsklaven, die einen ungleichen Kampf zur Belustigung des Publikums in die Länge zogen. Doch ein schwacher Kämpfer konnte kaum auf die Gnade der Zuschauer hoffen, und der Gedanke, irgendeinen leibeigenen Hofknecht zu erschlagen, behagte Daric gar nicht.

Ausgerechnet die Elfe, die ihn keines Blickes gewürdigt hatte, rettete die Situation. Sie schob lautstark ihren Stuhl zurück und erhob sich mit kühlem Blick. »Die Herrschaften werden entschuldigen, dass ich mich an diesem Punkt der Unterhaltung zurückziehe.«

Sie ging, und das war Daric nur recht. Aber immerhin hatte sie bewirkt, dass sich das Gespräch einem anderen Thema zuwandte: den Elfen. Es war ungewöhnlich genug, dass sich eins dieser Wesen der Reisegruppe anschließen wollte. Bisher hatte niemand der Anwesenden je einem Vertreter dieser Art leibhaftig gegenübergestanden.

»Mein Sohn schrieb mir, in den Mauern von Geri-N’Gor habe sich eine ganze Gruppe angesiedelt.« Skrimm senkte die Stimme verschwörerisch. »Niemand weiß, was sie da wollen, aber es kann nichts Gutes sein.«

Daric wurde nicht mehr beachtet. Er setzte sich wieder auf den Boden und knöpfte seine Jacke zu.

Aroanída stieß die Fensterflügel weit auf und atmete die milde Nachtluft ein. Unter ihr, im Hof der Herberge, verbreitete ein Ahorn als einziges Lebewesen sein Licht. Wie viel lieber hätte sie die Nacht im Schutz seiner *In 'kha* verbracht. Stattdessen schlief sie hier oben, umgeben von steinernen Mauern und zersägten Bäumen. Ihr Vater hatte recht gehabt – die Menschen töteten alles, worauf sie stießen.

Einmal hatte sie gemeint, seine Stimme zu hören, zwischen all dem Lärm, der sie umgab. Nun schickte sie ihre Gedanken in die Nacht hinaus. Doch in der Fülle an Neuem, das ihren Geist füllte, war es nicht einfach, seine Stimme zu finden. Sie schloss die Augen und atmete ruhig und gleichmäßig, um sich zu sammeln. Schließlich fand sie ihn. Seine Liebe füllte sie mit Wärme und Zuversicht.

Doch sie spürte auch seine Sorge. Er hatte ihr von der Reise abgeraten, und auch jetzt war noch Zeit, nach Slindáwen zurück zu kehren. Doch das würde sie nicht tun. Zu sehr sehnte sie sich danach, ihn wieder zu sehen. Sieben Jahre lang, seit er in der Stadt der Menschen lebte, hatten sie nur seine Gedanken erreicht. Sie hatte sich entschlossen, und sie würde nicht umkehren.

Noch ein paar Tage, dann wäre diese Reise beendet, die sie notgedrungen durch die Welt der Menschen geführt hatte. Aber der morgige Tag war der gefährlichste, denn weit schlimmer als die Menschen waren die Ghule. In der steinernen Wüste der Berge gab es für Elfen keine Sicherheit, kein Versteck. Nur deshalb hatte sie sich der Reisegesellschaft angeschlossen.

Nie zuvor hatte sie den Menschen so nah sein müssen, ihrer Grobheit und Grausamkeit. Das Schauspiel kam ihr in den Sinn, dessen Zeugin sie im Schankraum geworden war. Ob die Menschen tatsächlich heute Nacht noch zwei der ihren gegeneinander hetzen würden?

Aroanída hatte die Narben gesehen, die der Kämpfer trug. Der Anblick hatte sie seltsam berührt. Elfen verletzten sich nicht oft, und wenn doch, dann ließen sie die Wunden glatt verheilen. Doch die Haut dieses Mannes war von tiefen Narben übersät – Stiche, Risse Schnitte.

Wollte er etwa diese Zeichen ausgefochtener Kämpfe tragen? Immerhin hatten die anderen Menschen ihn dafür bewundert. Doch Aroanída hatte seinen Widerwillen gegen den Vorschlag des Kutschers gesehen. Der Sklave hatte nicht kämpfen wollen.

Sie hob den Blick zu den beiden silbrigen Monden. Warum versklavten und töteten die Menschen ihresgleichen?

Sie sind eine Missbildung in der Welt. Das waren die Worte ihres Vaters. Die Geburt des Menschengeschlechtes war ein Unglück, das niemals hätte geschehen dürfen. Sie waren *urun* und doch schlau, Tiere mit dem Geist von Elfen, doch ohne ihre Seelen.

Das hatte man Aroanída bereits als Kind gelehrt, zusammen mit den eindringlichen Ermahnungen, sich stets vor den Menschen zu verbergen und sich niemals in ihre Angelegenheiten einzumischen.

Aroanída fragte sich, wie die Menschen selbst es ertrugen, so zu leben, so zu sein.

Daric kam zu sich. Sein Schädel schmerzte und steiniger Felsboden stach in seinen Rücken. Über sich erkannte er die Bodenbretter eines Karrens. ... Wo war er? Was war passiert?

Er erinnerte sich, dass sie am Morgen aufgebrochen waren. Die Reisegesellschaft war mit gerade mal fünf Wagen eher klein ausgefallen, aber doch groß genug, dass die Ghule wohl einen Bogen um sie machen würden.

Ghule! Er lauschte und hörte das Grunzen der Räuber. Sie waren plötzlich da gewesen, waren förmlich aus den Felsen gewachsen: ein ungewöhnlich großes Rudel.

Hatte er gekämpft? Er war sicher, dass er sich verteidigt hatte, aber er erinnerte sich nicht mehr. Vermutlich hatte er einen Schlag auf den Kopf bekommen und war dann unter den Wagen gerollt. Oder hatte der Ring ihn kaltgestellt?

Behutsam zog er die Beine unter das Versteck. Er drehte sich auf den Bauch, umfasste die Ketten, damit sie nicht klirrten und spähte zwischen den hölzernen Speichen der Räder hindurch.

Die Wagen standen noch in einer Reihe hintereinander, doch die Pferde waren tot oder abgeschirrt. Die Ghule hatten die Habseligkeiten der Reisenden verstreut: eine aufgeschlitzte Tasche lag auf dem Weg, ein Hemd flatterte in einem Busch. Daric schloss kurz die Augen, als Erinnerung ihn durchflutete – an einen anderen Überfall, der ein halbes Leben zurücklag. Er drückte die Erinnerung zur Seite. Sie würde ihm hier nicht helfen.

Sie waren noch da: massige, kaum behaarte Körper, grau wie der Fels. Er beobachtete, wie sie die Wagen durchsuchten und knurrend die Leichen der Erschlagenen fortschleiften. Sie würden die Kadaver später fressen – und zwar gleichgültig, ob es sich um Tote der eigenen oder einer fremden Art handelte. Tiere waren sie, die mit aufrechtem Gang, grober Kleidung und plumpen Waffen die Menschen nachahmten.

Aber *gefährliche* Tiere. Er musste weg, bevor sie ihn entdeckten.

Er schob sich vorwärts und die Ketten klirrten. Daric verfluchte sie stumm. Die Ketten verdankte Daric nicht nur seinem Herrn – der es genoss, einen muskelbewehrten, narbenübersäten Schwertsklaven hinter sich herzuziehen – sondern auch die Gesetze geboten es: einen Gebrannten, einen verurteilten Mörder, musste man in der Öffentlichkeit gesichert halten.

Zumindest um seinen Herrn musste Daric sich keine Sorgen mehr machen. Zwei Ghule zerrten ihn gerade an den Beinen davon. Etwas Dunkles schleifte hinter seinem Körper her – eine Darmschlinge, die aus dem aufgeschlitzten Bauch hing. Skrimm war zweifellos tot.

Aber frei war Daric darum noch lange nicht. Da waren die Ketten, da war dieses Brandzeichen auf seiner Wange und da war auch noch dieser Ring um seinen Hals. Aber all diese Sorgen konnte er sich später machen. Zuerst einmal musste er weg.

Es war gefährlich, inmitten eines Rudels von Ghulen zu kauern, denen der Blutgeruch noch in den Nüstern lag. Trotzdem übereilte Daric nichts. Aus seinem Versteck beobachtete er das Rudel und versuchte, die Lage einzuschätzen.

Der Weg war an dieser Stelle relativ breit. Eine Manneslänge entfernt fiel das Gelände schroff ab, auf der anderen Seite und den Wagen viel näher erhob sich ein felsiger Hang. Wenig Deckung, soweit Daric es mit seiner eingeschränkten Sicht beurteilen konnte, aber durchaus zu besteigen.

Der Wagen über ihm geriet in Bewegung, als einer der Ghule die Kutsche bestieg. Gepäckstücke polterten zu Boden und Kleidung wehte davon. Daric wartete, hörte den Ghul über sich herumrumoren. Dann ein Grunzen und ein dumpfer Ton. Zwei krallenbewehrte, graugrüne Füße wirbelten Staub auf, keine Elle von Darics Nase entfernt. Doch jetzt schützte ihn das herabgeworfene Raubgut zusätzlich vor Blicken. Der Ghul stapfte davon.

Soweit Daric es überblicken konnte, hielten sich die Ghule auf der freien Fläche auf, die meisten von ihnen am vorderen Ende der Kolonne. Vorsichtig robbte er zu dem Hang hinüber, kroch unter dem Wagen hervor und schlich zwischen dem Fels und er die Reihe der Kutschen entlang nach hinten. Er hielt die Sinne weiter auf seine Feinde gerichtet – bis eine Bewegung direkt vor seinen Füßen ihn innehalten ließ.

Man sagte, dass Elfen sich unsichtbar machen konnten, und er hätte sie auch nicht gesehen, wenn sich bei ihrem Versuch, seinen Füßen zu entgehen, kein Stein gelöst hätte. Es war keine wirkliche Unsichtbarkeit. Es war eher so, dass man sie nicht *bemerkte*.

Die Elfe kauerte mit angstgeweiteten Augen unter einem der mageren Sträucher, die zwischen die Felsen wurzelten. Darin sah die zusammengesunkene Gestalt durchaus – wenn er sie nicht direkt anblickte. Wollte er sie sehen, musste er an ihr vorbei schauen und sich auf die Wahrnehmung am Blickfeldrand konzentrieren, so wie man einen schwachen Lichtpunkt in der Nacht auffindet. Sobald er den Blick auf sie gerichtet hielt, verschwamm ihre Form ins Diffuse, löste sich in der Mittagssonne auf.

Er ging an ihr vorbei und forderte sie mit einer knappen Kopfbewegung auf, ihm zu folgen. So, wie er es sah, waren sie die einzigen Überlebenden, und vielleicht konnten sie sich gegenseitig unterstützen. Der Weg aus dem Gebirge hinaus würde kein Spaziergang werden.

War es klug gewesen, dem Menschen zu folgen? Aroanída fragte sich das, während sie stumm hinter ihm her durch das Geröll der Felsen kletterte. Sie fürchtete diesen Menschen fast ebenso sehr wie die Ghule. Er war grob und stank nach Schweiß und Blut. Er war nicht bloß ein Mensch, sondern einer, der getötet hatte, aber vermutlich war er genau das, was sie brauchte, wenn die Ghule sie entdeckten.

Doch würde er überhaupt gegen ein Rudel Flachsädel bestehen können? Gegen deren massige Gestalten nahm er sich geradezu schmal aus, er trug keine Waffen bei sich und außerdem behinderten Ketten seine

Bewegungen. Das Klirren der Eisenglieder mochte die Ghule auf sie aufmerksam machen.

Vielleicht sollte sie ihn von diesen Fesseln befreien, aber das würde ihn gefährlich machen – auch für sie. Wäre es nicht doch besser, alleine den Weg durch die Berge zu suchen? Doch dann erinnerte sie sich an die Warnungen ihres Vaters. Nur die Nähe der Menschen gab ihr Sicherheit vor den Ghulen.

Natürlich, diese Berge waren eine Wüste, es gab hier keine Wesen machtvoll genug, um sich in ihrer *In'kha* zu verbergen. Der karge, trockene Strauch zuvor hatte es nicht vermocht, sie gänzlich vor dem Blick des Menschen abzuschirmen, und die Ghule würden sich auch nicht täuschen lassen.

Natürlich töteten die Ghule auch Menschen. Die Ghule töteten jedes Wesen, und wenn sie hungrig genug waren, töteten sie sich sogar gegenseitig. Doch sie fürchteten die Menschen auch und mieden sie, wenn sie satt waren. Es war also sicherer, in seiner Nähe zu bleiben. Der Gestank dieses Mannes würde Aroanída unsichtbar machen für die feinen Nasen der Flachsädel. Doch gleichzeitig würde sie sich vor ihm in acht nehmen müssen. Einem Menschen war nicht zu trauen.

Daric legte erst eine Verschnaufpause ein, als er sicher war, dass sie genug Raum zwischen sich und das Rudel gebracht hatten. Die Graufratzen konnten ihrer Spur ohne Zweifel folgen. Die Frage war, ob sie es der Mühe wert fanden, diese verdammten, zerklüfteten Hänge zu ersteigen. Sie hatten fette Beute gemacht und waren vermutlich gerade dabei, sich die Mägen vollzuschlagen. Wozu die Fährte einzelner Flüchtlinge aufnehmen?

Allerdings: sicher war man bei ihnen nie. Er hatte es auch für unwahrscheinlich gehalten, dass sie die Wagen angreifen würden, und doch hatten sie es getan.

Er setzte sich schweratmend auf einen Felsbrocken und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Elfe ließ sich ein paar Schritte entfernt von ihm zu Boden sinken. Sie hatte sich erstaunlich gut gehalten und war seinem straffen Tempo ohne Klage gefolgt – noch dazu in ihrem knöchellangen Kleid, das zum Klettern ungefähr so geeignet war wie seine Ketten.

»Wir brauchen Wasser«, sagte er und schaute sich um. Die hellen Felsen warfen das Sonnenlicht zurück und verstärkten die trockene Hitze.

Die Elfe musterte ihn scheu. Er drehte sich jetzt ganz zu ihr um und hielt ihr seine Handgelenke hin. »Du bist eine Elfe, ein magisches Wesen. Man sagt euch nach, ihr könntet Bindungen lösen, Dinge, die uns Menschen fesseln.«

»Du willst, dass ich deine Fesseln löse?«, fragte sie.

»Kannst du das denn?«

Sie schaute ihn prüfend an. »Wieso sollte ich dir trauen, wenn deine eigenen Leute es nicht tun?«

Genauso erzählten es die Geschichten: Ein Gespräch mit Elfen bestand im Wesentlichen aus Gegenfragen. Darin mahnte sich selbst zur Geduld.

»Die Ketten waren nie mehr als Pralerei. Womit Skrimm mich wirklich in der Gewalt hatte, ist das hier.« Er tippte mit der Fingerspitze an den Ring, der sich wie eine glänzende Schlange um seinen Hals legte. Das Metall war völlig glatt gearbeitet, ohne Verschluss, ohne Naht. Die Kunst der Argkan-Priester hatte es ihm direkt um den Hals geschmiedet. »Man nennt es einen Trollring«, erklärte er. »Er zieht sich zusammen und drückt mir die Luft ab, sobald ich jemanden angreife – es sei denn, derjenige trägt ebenfalls einen. Es ist üblich geworden, Schwertsklaven so zu sichern.«

Sie musterte den Ring interessiert, blieb aber stumm.

»Und das ist der Grund, warum ich dich brauche«, fuhr er fort. »Ich werde dir helfen, nach Geri-N’Gor zu kommen, wenn du dafür den Trollring öffnest.«

»Das wäre eine redliche Vereinbarung«, sagte sie.

Daric brummte unwillig. Auch das sagten die Legenden über Elfen: Niemals sprachen sie klar und direkt. »Habe ich dein Wort oder nicht?«, fragte er.

Ihr Blick war freundlich und offen. »Ich weiß nicht, ob ich über die Macht verfüge, die du mir zubilligst. Ich habe noch nie einen Trollring gesehen.«

»Dann versuche es«, verlangte er.

Sie lächelte nachsichtig. »Vielleicht funktioniert es, vielleicht auch nicht. In beiden Fällen wärest du nicht mehr an mich gebunden.«

Da hatte sie Recht. Trotzdem wollte er mehr vor ihr als ein vages Vielleicht. »Dann befreist du mich davon, sobald wir in Sichtweite von Geri-N’Gor sind. Versprich mir das.«

»Wie kann ich ein Versprechen geben, wenn ich nicht weiß, ob ich es erfüllen kann?«

Seine Geduld näherte sich ihrem Ende. »Versprich wenigstens, dass du es versuchen wirst.«

Sie neigte den Kopf. »Das kann ich versprechen.«

Er entschied, dass er mehr nicht bekommen würde. »Dann kannst du hiermit anfangen.« Wieder hielt er ihr seine Handgelenke entgegen und hoffte, dass diese Verhandlung nicht ebenso zäh verlaufen würde, wie die vorangegangene. In dem Fall wäre es vielleicht besser, die Fesseln zu behalten.

Sie musterte ihn wachsam. »Dieser Ring hält dich davon ab, mich anzugreifen?«

Er mahnte sich zur Geduld. »Warum sollte ich dich angreifen? Wir brauchen einander.«

Sie zögerte, doch schließlich hob sie die Hand und strich langsam über die eiserne Schelle an seinem rechten Handgelenk. Es knackte und dann öffnete sich der Mechanismus, die Kette glitt herab und wäre scheppernd auf dem Boden gelandet, hätte er nicht mit rascher Reaktion zugegriffen. »Du kannst es tatsächlich«, sagte er verblüfft. Das machte ihm Hoffnung.

Sie öffnete auch die anderen drei Schellen und zog sich scheu von ihm zurück. Ganz offenbar hatte sie Angst vor ihm. Sollte sie ruhig.

Es tat gut, die Glieder zu strecken. Er tat es ausgiebig, dann strich er die schweißnassen Haare zurück und musterte die Umgebung.

Nirgendwo war ein Hinweis auf die Graufratzen zu entdecken, aber das musste nichts heißen. Schließlich waren ihre unförmigen Gestalten kaum von den Felsen zu unterscheiden, zwischen denen sie lebten.

»Zu Fuß brauchen wir bestimmt zwei Tage bis zum Pass«, erklärte er. »Dort müssen wir wieder auf die Straße zurück – und da können die Ghule uns abfangen, wenn sie es darauf anlegen.«

»Planen die denn so weit voraus?«, fragte die Elfe.

Er zuckte die Schultern. »Wer weiß schon, was in diesen hässlichen Schädeln vor sich geht?« Er stemmte sich hoch. »Können wir weiter?«

Sie schaute zu ihm hinauf ohne Anstalten zu machen, sich zu erheben. »Mein Name ist Aroanída jando Slindáwen.«

»Ich weiß.« Der Name war zu lang für seinen Geschmack. Er würde ihn abkürzen. Nida - das war so ziemlich das längste, was er ihr zugestand.

»Wie ist dein Name?«, fragte sie.

Er klopfte den Stein Staub von den Händen. »Daric«, antwortete er.

»Nur Daric? Nichts weiter?«

»Ich bin ein Sklave.«

Eine wache Neugier lag in ihrem Blick. »Auch ein Sklave hat eine Familie und einen Ort, von dem er kommt.«

Er schaute auf den Weg hinunter, der sich wie ein schmales, graues Band zwischen den Felsen hindurchwandt. »Das sollte man annehmen.« Er drehte sich um und setzte den Aufstieg fort.
